

Konzept mit Potenzial

In neun Kapiteln stellt das Kunstmuseum Basel herausragende Werke seiner Sammlung in den Kontext der städtischen Kulturgeschichte vom 15. bis zum 21. Jahrhundert.

Die Short Story ist zwar eine Erfindung amerikanischer Literaten, die im 19. Jahrhundert in populären Zeitschriften publizierten, weil sie von Büchern allein nicht leben konnten. Mit einiger zeitlicher Verzögerung benutzten auch deutschsprachige Schriftsteller die neue Form, die sich durch eine Sprache ohne jeden Firlefanz auszeichnete und – vor allem nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs – «provokierend, antibürgerlich, erregend» auftrat, wie es in einer Forschungsarbeit heisst.

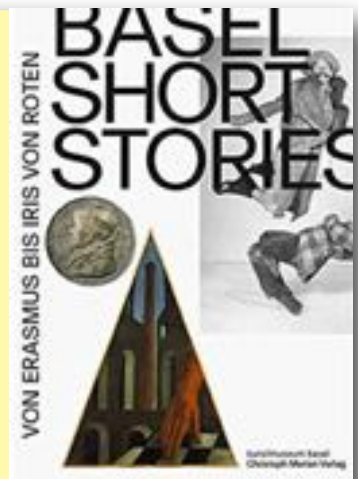
Durchaus provokant und auch erregend wirken die neun «Kurzgeschichten», die uns Josef Helfenstein, der Direktor des Kunstmuseums Basel, und seine Mitkuratorinnen anhand von Gemälden, Skulpturen und Fotografien erzählen. Dabei gelingt es ihnen, die seit Generationen tief im kollektiven Bewusstsein der Stadt verankerten Bilder mit selten gezeigten Stücken aus dem Fundus der Öffentlichen Kunstsammlung sowie zeitgenössischen Attraktionen zu verbinden.

Die ersten beiden Räume trumpfen mit zwei Highlights aus dem 16. Jahrhundert auf – mit Holbeins Bildnis des Erasmus von Rotterdam, der länger in Basel lebte und arbeitete als irgendwo sonst, sowie mit dem toten Christus desselben Malers, der wegen seines erbarmungslosen Naturalismus ebenso berühmt wurde wie wegen seines ganz ungewöhnlichen Formats, das die beklemmende Enge der Grabnische erfahrbar macht.



«Der tote Christus im Grab» (1521-1522): Erbarmungsloser Naturalismus

«Basel Short Stories» heisst eine Ausstellung des Kunstmuseums Basel, die vom 10. Februar bis 21. Mai 2018 «von Erasmus bis Iris von Roten» mit bekannten und unbekanntem Exponaten aus öffentlichen und privaten Sammlungen ein



kulturhistorisches Panorama entfaltet, das vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart reicht. Das schön gestaltete Begleitbuch aus dem Christoph Merian Verlag ist mehr als ein gewöhnlicher Ausstellungsführer. Es hilft, das kollektive Gedächtnis zu stärken, indem es eine Fülle von Verbindungen zwischen den Epochen der lokalen Geschichte sichtbar macht und den Reichtum der Museumsbestände in Erinnerung ruft.

Helfenstein, J., Düblin, K., Wismer, M. (Hg): Basel Short Stories. Von Erasmus bis Iris von Roten. Basel 2018 (Christoph Merian Verlag). 238 Seiten, CHF 38.00

Während der Protagonist Erasmus in der ersten Geschichte als Weltbürger auftritt und seine Zeit als eine Epoche von Entdeckungen vorgestellt wird, fokussiert die zweite Short Story auf das Aufsehen erregende Gemälde, das vorab im 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts zahlreichen Berühmtheiten nachhaltig Eindruck machte, darunter 1804 Friedrich Schlegel, 1867 Fjodor Dostojewski (der das erschütternde Erlebnis in seinem Roman «Der Idiot» verarbeitete), sowie 1892 Félix Vallotton und 1916 Wladimir I. Lenin, der nach einem Vortrag vor überhaupt nicht begeisterten Exil-Russen und einer Übernachtung im Blaukreuzhaus (heute Hotel Rochat) das Kunstmuseum besuchte, um den «Toten

Christus» zu sehen, der ihm aus Dostojewskis Roman bekannt war.

In der Ausstellung wird das Motiv des liegenden Toten variantenreich aufgenommen. Zu sehen sind zum Beispiel Arnold Böcklins (missglückter) Versuch, das Vorbild in dem Gemälde «Trauer der Maria Magdalena» mit einer dramatischen Geste zu übertrumpfen, oder [Ferdinand Hodlers eindrücklich-kühle Skizzen](#) der sterbenden Geliebten Valentine Godé-Darel sowie weitere Versuche, dem Skandalon Tod künstlerisch irgendwie gerecht zu werden. Unscheinbar im Format 36 auf 27 Zentimeter setzt eine Tatort-Fotografie des französischen Kriminologen Alphonse Bertillon (1853-1914), der als Erfinder der forensischen Anthropometrie gilt, der zweiten Short-Story einen ironischen Schlusspunkt. (Der vehemente Antisemit erregte in der Affäre Dreyfus durch ein dilettantisches Schriftgutachten Aufsehen, und seine Messmethoden beflügelten die Rasseforschung seit den 1920er-Jahren.)

Nicht mit Menschen, sondern mit ihrer natürlichen Umwelt befasste sich Maria Sibylla Merian (1647-1717), die Tochter des Basler Kupferstechers und Verlegers Matthäus Merian (1593-1650). Die Short-Story über diese wissenschaftlich ebenso wie künstlerisch hochbegabte Frau, die – unerhört für ihre Zeit – ein selbst bestimmtes Leben führte und 54-jährig mit ihrer jüngeren Tochter Dorothea, 21, eine zweijährige Forschungsreise nach Surinam unternahm, ist geprägt vom Dialog mit Werken der Basler Künstlerin Silvia Bächli (*1956). Die farbenfrohen, exakt nach der Natur gemalten Merianschen Insekten-Darstellungen treten dabei in eine spannungsvolle Konfrontation mit den blassen Strich-Kompositionen und freihändigen Ornamenten der Gegenwartskünstlerin.

Auf die malende und sammelnde Naturforscherin folgt im Basler Storybook im Abstand von 100 Jahren der schreibende und sammelnde Kunstforscher Jacob Burckhardt (1818-1897). Verblüfft stellte Georg Schmidt 1944 fest, dass die in der Mitte des 19. Jahrhunderts wohlhabend gewordene Stadt Basel kein Geld für italienische Kunst ausgab –



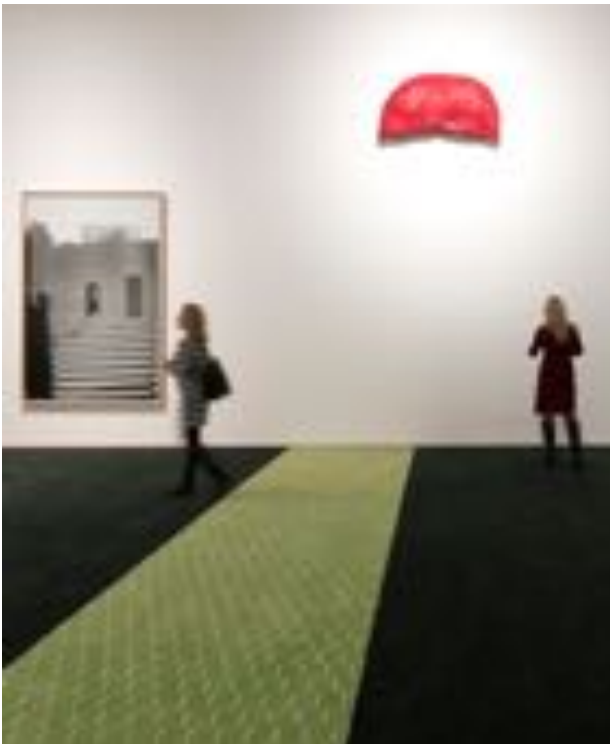
«Pallisadenspinner» (1719): Hochbegabte Frau

obwohl der eminente Kenner Burckhardt 23 Jahre lang, von 1859 bis 1882, der für Ankäufe zuständigen Kunstkommission angehört hatte. 1860 war Burckhardts Hauptwerk «Die Kultur der Renaissance in Italien» erschienen, das alsbald zu einem Bestseller wurde – aber praktisch ohne Wirkung auf die Öffentliche Kunstsammlung blieb. Das mag einerseits am Auftrag des 1859 gegründeten Birmann-Fonds gelegen haben, der dem Ankauf schweizerischer Kunst verpflichtet war, andererseits wohl aber auch an mangelnden Gelegenheiten und vielleicht auch an Burckhardts Sammelleidenschaft, die sich auf fotografische Reproduktionen von Gemälden und Skulpturen konzentrierte. Die Postkarten und Abzüge, die er bei Händlern und in Antiquariaten aufstöberte, waren nicht nur Trophäen und Gedankenstützen, sondern das wichtigste Anschauungsmaterial für seine Studenten.

Unter ihnen sass zeitweise auch der jüngere Kollege Friedrich Nietzsche, dem die fünfte Kurzgeschichte gewidmet ist. Er war 24, als er 1869 als a.o. Professor für klassische Philologie an die Universität berufen wurde. Auch wenn er sich in späteren Jahren über die Provinzialität der Stadt beklagte, schätzte er den

offenen Geist, der an der Hochschule herrschte. Zudem war er in den vornehmen Bürgerhäusern wohl gelitten. Jacob Burckhardt, den berühmtesten seiner Kollegen, bewunderte er über alle Massen. «Der mir näher stehende Jakob Burckhardt lebt, als vermöglicher Mann, in der geschmacklosesten Dürftigkeit», berichtete er 1869 irritiert seiner mütterlichen Freundin Sophie Ritschl, der Frau seines Lehrers und Förderers Friedrich Ritschl (1806 -1876). Er gehe «Abend für Abend zu den Basler Philistern in die Bierstube.» Das war nicht übertrieben.

Denn der Junggeselle, der es nach zwei schweren Enttäuschungen in Liebesdingen aufgegeben hatte, eine Frau fürs Leben zu suchen, mischte sich abends gern unters Volk. Um 1870 bildete sich ein Freundeskreis, der mehrmals wöchentlich in der «Veltlinerhalle» an der Gerbergasse zusammenkam. Und auch zu Hause, als Gastgeber in seiner Wohnung an der St. Alban-Vorstadt, wo ihm zwei unverheiratete Schwestern den Haushalt besorgten, empfing er Gäste, die er – oft bis weit nach Mitternacht – in weinseliger Stimmung



«Nietzsches Schnauz»: Gleichgewicht aller Dinge



Böcklin, Bachofen, Burckhardt, Nietzsche: Auf Distanz

mit Anekdoten und am Klavier improvisierend unterhielt. Nietzsche, der ab 1870 mit dem Theologen Franz Overbeck beim Spalentor in einer WG lebte, versuchte erfolglos, freundschaftlichen Kontakt mit seinem Vorbild zu pflegen. Burckhardt schätzte zwar den intelligenten jungen Kollegen, ging aber, je radikaler er sich gebärdete, zunehmend auf Distanz zu ihm. Insofern vermittelt Johannes Grützkes witziges Gemälde, auf dem Burckhardt Nietzsche unterfasst und ihn aufmunternd ansieht¹, einen falschen Eindruck.

Als sich der Verfasser der «Unzeitgemässen Betrachtungen» und anderer Aufsehen erregender Publikationen 1889 brieflich meldete, lebte er als ruhelos umherziehender Privatgelehrter in Turin; die Professur in Basel hatte er knapp zehn Jahre zuvor aufgegeben: «Meinem verehrungswürdigen Jacob Burckhardt», schrieb Nietzsche. «Das war der kleine Scherz, dessentwegen ich mir die Langeweile, eine Welt geschaffen zu haben, nachsehe. Nun sind Sie – bist du – unser grosser grösster Lehrer, denn ich, zusammen mit Ariadne, haben nur das goldne Gleichgewicht aller Dinge zu sein, wir haben in jedem Stücke Solche, die über uns sind.... Dionysos.» Kaum geöffnet, trug Burckhardt den «Wahnsinnsbrief» zum Kollegen Overbeck, der sich alsbald auf den Weg nach Turin machte, um den Freund nach Basel, in die 1886 eröffnete «Irrenanstalt Friedmatt» zu holen.

¹ Im Jahr 1879, als Nietzsche aus Basel wegzog, stand noch die alte Rheinbrücke. Die aus Granitquadern gehauenen gotischen Ornamente des Geländers gehören zum Neubau, der 1905 eingeweiht wurde. Keiner der Abgebildeten war damals noch am Leben.

In der Ausstellung konzentriert sich die Short Story, die – im Unterschied zu den anderen Teilen – im Erdgeschoss aufgebaut ist, ganz auf Nietzsches Basler Zeit. Co-Kurator Not Vital liess den Boden mit einem Teppich belegen, welcher das Muster auf Nietzsches Schreibtischunterlage im langjährigen Silser Feriendomizil reproduziert. Und an einer Wand hängt unter der Decke «Nietzsches Schnauz» aus rotem Wachs, den das Museum 2017 erwerben konnte. Josef Helfenstein sieht in dem Objekt «eine Reflexion auf die Tragödie von Nietzsches Biografie». Wem das etwas weit hergeholt erscheint, darf sich über die gelungene spöttische Anspielung auf Nietzsches Fixierung auf das Symbol seiner Männlichkeit freuen, die mit mehreren Fotografien belegt ist.

Besonders interessant ist in dem Raum der Hinweis auf die weitgehend in Vergessenheit geratene Feministin Meta von Salis-Marschlins (1855-1929), die Nietzsche zu einer Zeit kennenlernte, als er nicht mehr in Basel tätig war. Er traf die Bündner Aristokratin 1884 in Zürich, wo es ihr gelungen war, sich als Studentin der Geschichte zu immatrikulieren. Ein Versuch, sich für ein Semester in Basel zum Besuch der Vorlesungen Jacob Burckhardts einzuschreiben, misslang. Die Regenz lehnte das Gesuch mit «grossem Mehr», wie Burckhardt bedauernd feststellte, «aus prinzipiellen Gründen und für alle Facultäten» ab.

Meta von Salis, die 1887 in Zürich promovierte, hielt sich fortan an Nietzsche. Sie besuchte ihn mehrfach, zuletzt noch 1888, in Sils und wurde zu einer vertrauten Jüngerin. Nach dem Zusammenbruch in Turin schickte er auch ihr, wie Burckhardt, Wahnsinns-Zettel. Grammatisch fehlerlos und in Schönschrift meldete er am 3. Januar 1889: «Ich habe eben Besitz ergriffen von meinem Reich, werfe den

Papst ins Gefängniss und lasse Wilhelm, Bismarck und Stöcker² erschiessen. Der Gekreuzigte.»

Meta von Salis, die als Frauenrechtlerin und wegen ihrer offen gelebten Homosexualität Aufsehen erregte, schrieb – zum Teil gemeinsam mit ihrer Partnerin Hedwig Kym³ – Romane und Gedichte, welche die Benachteiligung der Frauen thematisierten. Als stolze Aristokratin und elitäre Individualistin misstraute sie der aufkommenden emanzipatorischen Massenbewegung und wandte sich der Rassetheorie zu. Ihrer Abstammung nach dem «rhätischen Typ» zugehörig, der von «dem minderwertigen des schweizerischen Alamanen» bedrängt werde, wie sie 1897 in der Einleitung ihres Nietzsche-Buchs «Philosophie und Edelmensch» bemerkte, verabschiedete sie sich von der «ephemeren Frauenfrage» und wandte sich, beeinflusst von dem damals im Umkreis der Wagnerianer be-



Meta von Salis (r.) mit Hedwig Kym: Stolze Aristokratin

² Kaiser Wilhelm II, Reichskanzler Otto von Bismarck, Adolf Stoecker (1835-1909), reaktionär-antisemitischer Hof- und Domprediger in Berlin, 1909 wegen seiner politischen Aktivitäten abberufen.

³ Hedwig Kym (1860-1949) heiratete 1910 den einflussreichen Anwalt, Redaktor und christlich-sozialen Politiker Ernst Feigenwinter (1858-1919). Für Feigenwinter konvertierte Kym zum Katholizismus, bestand aber darauf, mit ihrer Freundin zusammen zu bleiben. Meta von Salis lebte danach im Haushalt ihrer Freundin in Basel.

sonders populären «Essai sur l'inégalité des Races Humaines» des französischen Grafen Arthur de Gobineau (1816-1882), dem neuen Dogma des Elitemenschen zu.⁴

In der Gobineau-Gesellschaft, der sich von Salis nach der Jahrhundertwende mit Verve zuwandte, verbanden sich rassistisches, deutsch-nationales, antisemitisches und – ja, das auch! – dezidiert antifeministisches Gedankengut zu einer widerlichen Mélange, die nach dem Ersten Weltkrieg direkt ins nationalsozialistische Milieu überleitete.

Es ist reizvoll, sich auszumalen, was Meta von Salis vom Friedenskongress der Zweiten Internationale gehalten hat, der am 24. und 25. November 1912 in ganz Europa für Schlagzeilen sorgte, und den Kern der fünften Short Story bildet. 555 Delegierte aus 23 Ländern marschierten mit über 10'000 weiteren Teilnehmenden, rote Fahnen schwenkend, von der Kaserne durch die Altstadt zum Münster. Im Innern und davor - es gab noch keine Lautsprecher! – hielten die führenden Linken ihre Reden. (Dass damals «weit über hunderttausend Sympathisanten» am Strassenrand standen, wie es im Begleitbuch heisst, ist kaum glaubhaft. Die Stadt Basel zählte Ende 1912 141'500 Einwohner.)

Besonderes Aufsehen erregte ausserhalb Basels die Tatsache, dass der Festakt in einer Kirche und unter der Schirmherrschaft der mehrheitlich bürgerlichen Kantonsregierung stattfand. Die Einheimischen wunderte das nicht. Sie erinnerten sich gut daran, wie der inzwischen an die Uni Zürich berufene Münsterpfarrer Leonhard Ragaz (1868-1945), der Mitbegründer der religiös-sozialen Bewegung, 1903 von der Kanzel herab, Partei für streikende Maurer ergriffen hatte: «Wenn das offizielle Christentum», hatte er den Gläubigen zugerufen, «kalt und verständnislos dem Werden einer neuen Welt zuschauen wollte, die doch aus dem Herzen des Evangeliums



Sozialisten vor dem Münster (1912): Krieg dem Kriege

hervorgegangen ist, dann wäre das Salz der Erde faul geworden!»⁵

Besondere Beachtung fanden am Friedenskongress die weiblichen Delegierten. Zwar waren es nur 18 neben 537 Männern, doch ihre Präsenz, vor allem der kämpferische Auftritt Clara Zetkins im Namen der Frauen-Internationale, hinterliess einen bleibenden Eindruck. Der Einsatz der Internationalisten unter den Genossen fruchtete bekanntlich nichts. Die Parole «Krieg dem Kriege!» verpuffte ungehört. In ganz Europa begeisterten sich die Massen, rechte und linke, für den angeblich läuternden Waffengang.

Die Basler Bevölkerung, die den Kanonendonner täglich hörte und oft auch spürte, wie die Erde zitterte, merkte schnell, dass der Krieg auch für sie eine grosse Last war. Die Mehrheit war der Teuerung der Lebensmittel wehrlos ausgesetzt. Die Soldaten wurden im Dienst zwar verköstigt, doch ihre Familien mussten zu Hause ohne Unterstützung auskommen. (Eine Besprechung des Buches «Krieg und Krise» von Robert Labhardt steht [hier als PDF](#) zur Verfügung.)

⁴ Mehr dazu bei Dorothea Roth: «Wer Rasse sagt, sagt Aristokratie», Meta von Salis und Deutschland, 1900-1923. In: Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde 101(2001). <http://doi.org/10.5169/seals-118442>

⁵ Ragaz war damals keine Ausnahme unter den Theologen. Sein grosses Vorbild und sein Mitkämpfer für Frieden und soziale Gerechtigkeit war Hermann Kutter (1863-1931). Er diente von 1898 bis zur Pensionierung 1926 als Pfarrer am Zürcher Neumünster.

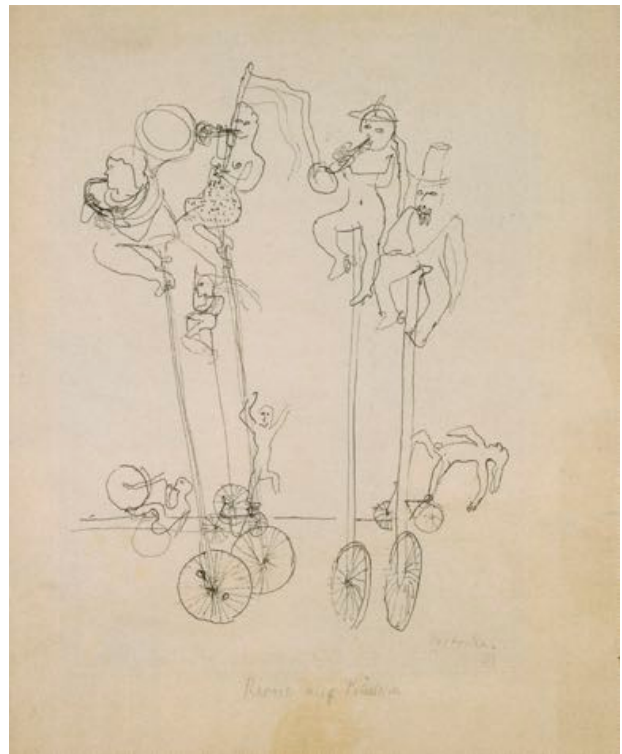
So eindrücklich die sechste Short Story den Friedenskongress von 1912 darstellt, so zufällig wirken die begleitenden Ausstellungsstücke. Von Niklaus Stoecklin wird ein Bild von Soldaten in ihrer Unterkunft präsentiert. Das viel bedeutendere Werk «Der Hartmannsweilerkopf» von 1919, das eine von Bombenkrautern übersäte, im Krieg schwer umkämpfte Anhöhe in den Südvogesen zeigt, sucht man vergebens. Und von Franz Marc, der 1916 vor Verdun fiel, wurde ein Katzenbild ausgewählt. Warum nicht das eindrückliche Bild «Tierschicksale» von 1913, das immer noch als einer der Glanzpunkte der Öffentlichen Kunstsammlung gelten darf?

Die siebente Kurzgeschichte befasst sich mit der leichten Muse. «Frick und Frack» nannten sich die Eisclowns Werner Groebli (1915-2018) und Hansruedi Mauch (1919-1979), die ihre persönliche Erfolgsstory vom Gundeldinger Quartier bis nach Hollywood führte.

In der Ausstellung sind Ausschnitte aus den Unterhaltungsfilmern «Silver Skates» (1943) und «Lady, Let's Dance» (1944) zu sehen, dazu Fotos aus der Sammlung des Schweizerischen Sportmuseums in Münchenstein. Dass auf der 1934 eröffneten Kunsteisbahn St. Margarethen nicht nur die Amerika-Auswanderer Groebli und Mauch brillierten, sondern auch Otto Rehorek (1922-2016) und der Cousin von Anne Frank, Buddy Elias (1925-2015), bleibt leider unerwähnt.

Über zehn Jahre lang waren die beiden als Clowns in der Revue «Holiday on Ice» erfolgreich. Während Frick und Frack ihr Leben in den USA verbrachten, blieben Rehorek und Elias in Basel. Der Grafiker Otto Rehorek wurde sowohl als Rahmestiggli-Spieler am Drummeli wie auch als Stadion-Speaker des FCB unter Fasnächtlern und unter Fussball-Fans zur festen Grösse. Und der Schauspieler Buddy Elias gehörte viele Jahre zum Ensemble der Basler Bühnen.

So erfreulich es ist, die Erinnerung an zwei grosse aus Basel stammende Künstler wie Frick und Frack wach zu halten, so bedauerlich ist es, dass dies nicht auch für die im kollektiven Gedächtnis der Baslerinnen und Bas-



«Revue auf Rädern» (1931): Halsbrecherische Show

ler nach wie vor lebendigen Rehorek und Elias geschieht.

Erfreulich: Zu den Malern, welche mit Bildern in der Story Sieben vertreten sind, gehören auch die Basler Otto Abt mit seinem skurrilen Clown-Denkmal («Monument pour un Clown») von 1933/34 und sein Freund, der allzu früh, auf einer Wanderung im Tessin, tödlich verunglückte Walter Kurt Wiemken (1907-1940) mit der Federzeichnung «Revue auf Rädern» von 1931. Bei der Lektüre des Begleittextes im Buch darf man sich darüber wundern, dass da von einer «Art Zirkuswagen oder Fasnachtskutsche» die Rede ist. Dabei besteht die «Revue» aus fünf Hochrad-Artisten, die zusammen mit weiteren Velo-Virtuosen, musizierend und balancierend, eine halsbrecherische Show bestreiten.

Mit einer Vielfalt an bildhaften Assoziationen bestätigt die achte Short Story «Albert Hofmann. Vom Antoniusfeuer zum LSD» die kreative Vitalität des Ausstellungskonzepts: Der Bogen spannt sich von mittelalterlichen Darstellungen der Qualen des Antonius als symbolische Darstellung der als Ergotismus bekannten Mutterkorn-Vergiftung bis zur modernen Mutterkorn-Forschung, die 1943 zur zufälligen Entdeckung der halluzinogenen

Wirkung von LSD (Lysergsäurediethylamid) führte.

Es liegt auf der Hand, dass zum LSD-Rausch surrealistische Malereien wunderbar passen – zum Beispiel eine Lithografie, die Odilon Redon (1840-1916), ganz unzeitgemäss (weil der Zeit voraus) als Illustration für Gustave Flauberts «Tentation de Saint-Antoine» gestaltet hat. Sie zeigt genau, was der Titel sagt: «...des yeux sans têtes (qui) flottaient comme des mollusques» – Augen, die Weichtieren gleich, ohne Kopf im Raum dahintreiben. Näher beim LSD-Entdecker zeigen Peter Fischli und David Weiss in ihrer Tonplastik aus der Serie «Und plötzlich diese Übersicht» den verlofrenden «Dr. Hofmann auf dem ersten LSD-Trip I».

Das Schlusskapitel der Short Stories ist Iris von Roten, geborene Meyer (1918-1990) gewidmet, die 1958 mit ihrem Buch «Frauen im Laufgitter» Basels «heroische Avantgarde» anführte – und dabei vor allem Hohn und Spott ertragen musste. Selbst die Frauenverbände fanden ihren scharfen Intellekt bedrohlich. Sie distanzierten sich von ihr, weil sie glaubten, das erhöhe vor der eidgenössischen Abstimmung über das Frauenstimmrecht ihre Chancen. Weit gefehlt! 1959 stimmten 66 Prozent der (ausschliesslich männlichen) Stimmberechtigten dagegen.

Iris von Roten war zutiefst gekränkt und wandte sich vom Kampf um die Frauenrechte ab. Was in der Ausstellung keine Erwähnung findet – und was auch viele ihrer jüngeren Bewunderinnen vergessen haben: Als Ehepaar hatten Iris und Peter von Roten (1916-1991) durchaus erfolgreich gekämpft – wenigstens im Wallis. 1957 half Peter von Roten, damals nebenher Präfekt von Raron, dem Gemeindepräsidenten von Unterbäch, den Frauen die Möglichkeit zu geben, an der eidgenössischen Abstimmung über die Zivilschutz-Dienstpflicht für Frauen abzustimmen. Die Aktion, die alsbald für illegal erklärt wurde, sorgte landesweit für Aufsehen und ging als Skandal in die Geschichte ein. Im gleichen Jahr führte die Gemeinde trotz Verbot durch die Kantonsregierung das kommunale Stimm- und Wahlrecht für Frauen ein.

Auch in der Baselbieter Gemeinde Niederdorf konnten die Frauen damals über die Dienstpflicht abstimmen. Der Gemeinderat hatte die Konsultativabstimmung allerdings nur mit drei gegen zwei Stimmen bewilligt. Ein Jahr später, 1958, gab die Bürgergemeinde Riehen als erste in der Schweiz den Bürgerinnen das Stimmrecht.

Solch ermutigende Erfolge täuschten allerdings einen Stimmungswandel im Land nur vor. Die Niederlage von 1959 war heftig und Iris von Rotens Enttäuschung verständlich, zumal sie von organisierten Frauen im Stich gelassen worden war. Als der Kanton Basel-Stadt – nach der Waadt und Neuenburg (1959) und Genf (1960) – als erster in der Deutschschweiz 1966 die Frauen wenigstens in kantonalen Angelegenheiten mitentscheiden liess, muss ihr das gleichwohl eine gewisse Genugtuung verschafft haben. Zu der Zeit galt ihr Engagement aber nicht mehr den Frauenfragen sondern der Malerei. Iris von Roten malte in erster Linie Blumen. «Die Blüten wurden detailgetreu, im Stil der botanischen Studien des 18. Jahrhunderts ... dargestellt», berichtet ihre Tochter Hortensia von Roten in ihrem Erinnerungsstück im Katalog.

So progressiv Iris von Roten in Gesellschaftsdingen war, so konventionell blieb sie beim Malen. Man kann sich deshalb gut vorstellen, dass auch die Autorin der «Frauen im Laufgitter» zu jener grossen Mehrheit gehörte, welche 1959 mit Schock und Unverständnis reagierte, als im Kunstmuseum vier grossformatige Bilder zeitgenössischer amerikanischer Maler enthüllt wurden: Barnett New-



«1957 – D No.2» (1957): Mit Schock und Unverständnis

man, Clifford Still, Mark Rothko und Franz Kline hiessen die Künstler, deren Werke Arnold Rüdinger (1919-1967), der Direktor der Kunsthalle, als Geschenk der 75-jährigen «Schweizerischen National-Versicherungsgesellschaft» in den USA ausgesucht hatte.

Einigermassen sicher darf man bei der Vorstellung sein, wie Iris von Roten die provokativen Video-Arbeiten «Pickelporno» und «I'm not the kind of girl who misses much» beurteilt hätte, die Pipilotti Rist 1986 und 1992 geschaffen hat: Die Unverblümtheit hätte sie gewiss schockiert. Und bis heute haben sie ihre irritierende Wirkung nicht verloren.

Anderes, würde man das Gedankenexperiment weiter führen, hätte von Roten wiederum entzückt. Allen voran die beispielhaft selbstständige Sibylla Merian und ihre Insektenbilder, vielleicht auch Meta von Salis, so lange sie hartnäckig um ihren Studienplatz kämpfte und sich für das Stimmrecht der Frauen engagierte.

Wer Zusammenhängendes, sich Ergänzendes in der Ausstellung sucht, wird auf vielfältige Weise fündig. Manche Bezüge sind zufällig, einige gehören zum Konzept und andere bleiben unerwähnt. Stichwort: Peter von Roten. Der Walliser Rechtsanwalt, der die Baslerin Iris Meyer heiratete, war ein Sohn von Heinrich von Roten (1856-1916) und seiner Frau Bertha Feigenwinter. Deren Vater Ernst, den christlich-sozialen Politiker und prominenten Rechtsanwalt, haben wir weiter oben in einer Fussnote erwähnt, weil er mit seiner zweiten Frau, Hedwig Kym, und ihrer Freundin Meta von Salis in einer Ménage-à-trois zusammen lebte.

Das sind Details, gewiss. Sie zeigen, dass das Konzept, bekannte Kunstwerke mit nie oder selten gezeigten Stücken aus dem Fundus des Museums (oder anderer Sammlungen) zu verbinden, grosses Potenzial hat. Das gilt nicht nur für die aktuelle Schau. Es ist zu hoffen, dass die Idee von Zeit zu Zeit wieder aufgenommen wird. Denn auch die grossartig gestaltete Publikation aus dem Christoph Merian Verlag, die auch nach dem Ende der Ausstellung ihren Wert behalten wird, verlangt



Iris und Peter von Roten: Erfolgreich gekämpft

nach einer Fortsetzung. Wenn wir einen Wunsch frei hätten, würden wir hoffen, der einst weniger Druckfehler und mehr redaktionelle Sorgfalt anzutreffen. Und, ja, dass die immer von grosser Kennerschaft zeugenden Texte nicht nur mehrheitlich, sondern ausnahmslos allgemein verständlich formuliert werden und auf den hochtrabenden Jargon verzichten, der höchstens noch in kunsthistorischen Seminaren Eindruck macht.

© Jürg Bürgi 2018 (Text)

© Illustrationen: Seiten 1, 2, 3 unten, 6, 7: Kunstmuseum Basel. Seite 3 oben: Sammlung von Bartha, Basel/ProLitteris, Zürich. Seite 4: Universitätsbibliothek Basel. Seite 5: Foto Bernhard Wolf-Grumpach. Staatsarchiv Basel-Stadt NEG 1525 (Ausschnitt). Seite 8: Privatarchiv Hortensia von Roten (Ausschnitt).

<http://www.juerg-buergi.ch>

Wenn Sie unsere Arbeit fördern wollen, freuen wir uns über jeden Beitrag: PC-Konto 40-32963-0; Jürg Bürgi, Basel. IBAN CH75 0900 0000 4003 2963-0